

Zur Geschichte der Schafschur mit Anmerkungen zu Hohenheim

Von Manfred Reinhardt, Reichenbach/Fils



Traditionelle Schafschur mit Schafschere

Auflesen der abgestossenen Wolle, Ausraufen, und seit der Bronzezeit Auskämmen und Abschneiden waren über Jahrtausende die Mittel zur Wollgewinnung bei den Schafen. Diese Tierhaare, neben Flachs und manchmal auch Brennesseln, verbesserten die Möglichkeiten zur Herstellung von Geweben ganz entscheidend. Kein Wunder, dass deshalb bereits in sehr früher Zeit das Wollhandwerk grosse Bedeutung erlangte.

Die Handschur

Das Scheren der Schafe ist eine Erfindung der Eisenzeit. Während der Epoche La Tène, 500 v. Chr. bis Chr. Geburt, lernten die Schmiede härten und schärfen. Das in dieser Zeit entwickelte einteilige Werkzeug diente zum Schneiden von vielen Materialien. Seinen Namen Schafschere bekam das Arbeitsgerät vermutlich erst, nachdem gegen Ende des 14. Jahrhunderts die Scharnierschere erfunden wurde. Bevor sie aber die uns heute bekannte Gestalt annahm, bemühte man sich lange Zeit, ihre Leistung zu verbessern. Zum Durchbruch verhalfen dabei einige grundlegende Erkenntnisse.

Die Schere aus der La Tène-Zeit mit ihrem haarnadelförmigen Bügel hatte natürlich nicht die Federkraft des gekröpften Bügels, zu dem man diesen

später durch Dengeln und Treiben flach und breit gestaltete. Keilförmig gegeneinander gestellt, mussten die frühen Scheren sozusagen „messerscharf“ geschliffen sein, um ein Einklemmen und somit schmerzhaftes Ausreissen der Wolle zu vermeiden. Bei den späteren Scheren laufen die Innenflächen der Blätter nun völlig plan aufeinander, die Außenflächen sind schräg zum Rücken angefasst. Ein Widerstand verhindert beim Drücken das sich Kreuzen der Blätter (Verletzungsgefahr), die Spitzen sind leicht abgestumpft. Das Gewicht einer modernen Schere beträgt etwas über 300 Gramm. Da ein zwölfstündiger Arbeitstag beim Scheren normal war (und ist), kann man sich gut vorstellen, welche Anstrengungen das Drücken bereitete bei hunderten von Bewegungen pro Tier. Und wenn beim Waschen der Schafe in Bächen oder Teichen Sand ins Vlies geriet, wurden die Schneiden schnell stumpf.

Aus den Zeiten des „Goldenen Vlieses“ für die Schafzucht in Deutschland, also von Anfang bis Mitte des 19. Jahrhunderts, sind einige anschauliche Beschreibungen über den Ablauf der Schur in grösseren, beispielhaften Schäfereien vorhanden. Wegen der Unreinheit und Fliegenplage schor man nicht im Stall, sondern in besonderen Räumen, und die Arbeiter für das Sauberhalten der Anla-

ge trugen Brustbeutel zum Einsammeln der Wollreste. An die Schererinnen und Scherer wurden hohe Anforderungen gestellt. Sorgfältiges und schonendes Arbeiten war erwünscht. Aber weil man sie meistens nach Stückzahl entlohnte, was zwangsläufig Akkordarbeit bedeutete, klagten deshalb nach der Schur manchmal die Schäferieibesitzer über mittelmässige Schurergebnisse und die Tiere über schmerzhaftes Verletzungen und ramponiertes Aussehen.

Während die Männer die Schafe in der Regel auf die Schurbank setzten oder den Schertisch legten, arbeiteten die Frauen lieber am flachen Boden. Sie sassen auf einem Spreusack und hatten ihre Tiere vor sich liegen. Dabei wurden deren Füße mittels eines Spannstabes oder Spannstockes gefesselt, oder, wohl meistens, mit Bindfaden zusammengebunden. Die Schafe blieben dadurch ruhig und konnten so mit Strampeln das herabgleitende Vlies nicht zerreißen. Natürlich hatte jeder Scherer seine eigene Technik und Geschwindigkeit. Die Leistungen gingen weit auseinander, doch schafften Spitzenkräfte bei den Männern bis zu 50 Tiere am Tag. Einige der Frauen allerdings standen nur wenig nach, zudem begleitete sie noch der Ruf für ein besonders vorsichtiges und gewissenhaftes Arbeiten.

Begonnen wurde am Kopf, Hals und an den Beinen. Dann legte der Scherer eine Rinne an der Unterseite längs des Körpers von den Hinterbeinen über den Bauch zum Hals. Parallel zu dieser arbeitete er sich in nicht zu breiten Bahnen zum Rücken hinauf. Nach dem Umdrehen des Tieres geschah mit der anderen Seite das gleiche. Damit die Schere möglichst glatt auflag, war das Strecken der Haut mit der freien Hand wichtig, bei den faltenreichen Feinwollmerinos besonders problematisch. Man vermied so Verletzungen, denn in den Wunden, zwar mit Holzasche behandelt, liessen sich trotzdem gerne Insekten nieder mit den bekannt fatalen Folgen. Ausserdem wuchs auf den Narben nur minderwertige Wolle nach, die sogenannten Ziegen- oder Hundehaare. Dem Zusammenbleiben des Vlieses schenkte man grosse Beachtung. Ein eventuelles Nachputzen am Tier verbesserte höchstens den optischen Eindruck, die Wollschnipsel brach-

ten ja nichts, allenfalls ermöglichte es vielleicht eine gleichmässiger Stapeloberfläche im nächsten Jahr. Übrigens betrug der ausgewiesene Arbeitsplatz des Scherers 1,5 qm.

Für das Jahr 1850 hat „Oekonomierath“ G. F. Schmidt in Hohenheim die Ausgaben für die Schafwäsche und Schafschur aufgezeichnet. Sechs Männer waren 3 1/2 Tage mit Einweichen und Waschen der 820 Tiere, 55 Böcke und 765 Schafe, beschäftigt. Das kostete einschliesslich Brot und Getränke 46 fl. 31 kr. Das Scheren vollbrachten 36 Frauen in 2 1/2 Tagen, die langsamste schor 6, die schnellste 15 Tiere. Sie verdienten 3 kr. pro Schaf. Zusammen mit 4 Aufträgern, 6 Binderinnen, 3 Kehrerinnen, 2 Scherschleifer und ein paar weiteren Hilfskräften beliefen sich die Kosten hier auf 78 fl. 53 kr. Die Leute tranken 35 Maas Most - gleich 63 Liter - und verzehrten 52 1/2 Pfund Brot.

Die Maschinenschur

Wirtschaftliche Überlegungen zum Ende des 19. Jahrhunderts, aber auch die Verantwortung für die Gesundheit ihrer Tiere, liess nun so manchen Schaffhalter an eine Maschine zum Scheren denken. Den auf das Wohl seines Betriebes bedachten Besitzer konnte allein der Anblick der gefesselten und oftmals tragenden Tiere nicht befriedigen, überhaupt wenn sie bei wenig geübten Scherern lange Zeit durch die unnatürliche Lage gequält waren. Schon 1866 berichtete die Schlesische Landwirtschaftliche Zeitung von einer Maschinenschere in den USA. Versuche in Deutschland zeigten bis zu dieser Zeit keinen Erfolg. Zwar hatte der Schafbestand hierzulande zur Mitte des 19. Jahrhunderts mit über 25 Millionen seinen Höchststand erreicht, um dann zu dessen Ende wieder stark abzusinken, gemessen aber an den Zahlen in Übersee war dort natürlich der Druck zur Schur mit Maschinen erheblich stärker. In den USA erteilte man im Jahre 1856 einem Mister Wilder aus Michigan das erste Maschinenpatent für eine Schafschere. Dieser Versuch erbrachte zwar vorerst nur eine verbesserte Mechanik zur Entlastung der Hand des Scherers. Doch schon beim folgenden Entwicklungsschritt bewegte eine flexible Welle,

von einer Handkurbel angetrieben, aufeinander gleitende Kämme mit beachtlicher Geschwindigkeit hin und her. Ältere Handscheren arbeiteten bereits nach diesem Prinzip. Australien zog 1868 mit seinem ersten Patent nach, und einige Jahre später befassten sich die grossen Herdenbesitzer in Deutschland mit dieser Technik.

Einige Vorteile der Maschinenschur waren ja auch überzeugend. Weil der Scherkopf dichter auf der Haut geführt werden konnte, erzielte man auch einen höheren Wollertrag von fast einem Pfund pro Tier. Die Wolle liess sich nun bis auf 4 mm abnehmen. Verletzungen kamen seltener vor, und der durch rostige Scheren übertragene gefürchtete Scherbrand verlor seinen Schrecken. Die Technik konnte von den eigenen Leuten des Hofes schnell und leicht erlernt werden. Zum Drehen des Schwungrades, das beim Dreikantriemenantrieb 51,5 cm, beim Friktionsantrieb 62 cm Durchmesser hatte, genügte die normale Manneskraft. Durch die Übersetzung erzielte das kleine Rad für den Antrieb der biegsamen Spiralwelle (im Lederschlauch) ca. 2000 Umdrehungen pro Minute, die ihrerseits dann Ober- und Unterkamm in schnelle Bewegungen versetzte.

Am besten scheren liessen sich die Wlase der faltenlosen deutschen Rassen und Schläge und die der rundlichen engli-

schen Fleischschafe. Für die fein- und dichtwolligen Merinos jedoch benötigte man Kämme mit weiter Zahnung. Ein Gerät zum Schärfen konnte am Fussgestell der Kurbel angebracht werden. Vorerst allerdings blieb die erhoffte Zeiterparnis noch aus, denn der Maschinenscherer schaffte nur wenige Tiere mehr am Tage. Auch wegen der hohen Anschaffungs- und Wartungskosten hielt sich die Handschur, vor allem in kleineren Schäfereien, noch Jahrzehnte.

Einen grossen Schritt vorwärts bedeutete dann der Antrieb mit elektrischer Kraft. So geschehen im Jahre 1909 in Hohenheim, das ja seit 1900 mit Strom versorgt wurde. Es begann mit vier von einer Transmissionswelle angetriebenen Schafschermaschinen der Firma Hauptner. 1916 z. B. interessierte hier auch der Stromverbrauch. Bei einem Kilowattstundenpreis von 16,1 Pfennigen und dem Verbrauch von 0,188 Kilowatt pro Tier kam die Schur auf 3 Pfennige. Die Kosten von Hand- gegenüber der Maschinenschur hielten sich zu dieser Zeit etwa die Waage. Für die Gesundheit der Schafe jedoch bedeutete die neue Technik einen Segen.

Das Stangengelenk löste die Spiralwelle ab, mit den leicht zu transportierenden Hängemotoren liess sich überall arbeiten, wo eine Steckdose in der Nähe war. Bessere Kämme, z. T. aus den USA und



Hauptner-Schermaschinen
Schafscheranlage mit mehreren Scheren. Antrieb über Transmission. – 1921

England für die verschiedenen Wollen, all das machten die Schur für Tier und Mensch immer leichter. Sogar der Traktor konnte im Außenbereich als Antrieb einer Scheranlage dienen. Bei den Profis der Kolonnen verlässt heute das Schaf in 4-5 Minuten die Schurbank. Trotzdem besitzt jeder rechte Schäfer noch heute eine Handschere für den sofortigen und unabhängigen Gebrauch.

Der Verfasser dieser Zeilen begleitete einmal anfangs April einen Schafhalter aus Zainingen mit seiner Herde von der Winterweide am Fusse des Hohen Neuffen auf die Sommerweide in Richtung Münsingen. Der Altdeutsche Schäferhund Arco hatte viel zu laufen, die Sonne brannte ihm bereits ordentlich aufs Fell. Während einer Pause, die Schafe weideten ruhig, schnappte sich der Gast Hund und Schere, und innerhalb weniger Minuten hatte Arco seinen Sommerschnitt weg. Mit angelegten Ohren, die Augen ins Weisse verdreht, eilte er dann sich vielfach schüttelnd und in doppelter Hinsicht erleichtert zu seiner Herde.

Die Zeit der tapferen Handschererinnen ging vor dem 2. Weltkrieg langsam zu Ende. Vereinzelt arbeiteten die gleichen Frauen noch einige Jahre nach dem Kriege, einige hatte sogar noch das Scheren mit der Maschine erlernt. Die Schur heute ist fast reine Männersache. Aber die mit Können und Mühen über lange Zeiträume hinweg erreichte hohe Qualität der Schafwolle ist seit Jahren im Preis für den Erzeuger auf einen Tiefpunkt gesunken. Gerade noch 1-1,20 DM pro Kilo bekommt er z. Zt. für den nachwachsenden Rohstoff. Und der Schur, der ersten Ernte des Jahres, sieht der Schäfer nicht mehr mit Freude entgegen, sie ist fast zu einem notwendigen Übel geworden. Deshalb sei an Prof. Dr. med. Gustav Jaeger erinnert, spöttisch „Wolljaeger“ genannt. Er lehrte an der Landwirtschaftlichen Akademie in Hohenheim von 1867-1884, und setzte sich mit Leidenschaft für eine Bekleidung aus Schafwolle ein. Haarschafe aus Afrika, die dem natürlichen Haarwechsel unterliegen, sind im Kommen, und in Australien laufen Versuche mit dem erhofften Ergebnis, dass die Schafe ihre Wolle von selbst abstossen.

Es wird aber trotz allem dauern, bis das

Scheren nur noch auf landwirtschaftlichen Ausstellungen oder Jahrmärkten zum Event gehört, wo einige Profis dem Schaf innerhalb von zwei Minuten die Wolle abnehmen. Noch aber rattern überall die Scheren, greifen Hände in das Vlies, und noch liegt über dem Tag der Schur für viele die Besonderheit einer wertvollen Tätigkeit mit ihrer über 2000-jährigen Geschichte.

Bibliografie:

- Bohm, J. Die Schafzucht nach ihrem jetzigen rationellen Standpunkte, 1. Teil, Die Wollkunde Berlin 1873, aus: Zeitschrift für Schafzucht, 1933, S. 154-159
- Cameron, A. J. Early Sheep Sheering Machines in Australia
- Hauptner, H. Firmenkataloge
- Heimberger, H. Schafscheren und Schafschor, in: Württ. Jahrbücher f. Volkskunde, 1965/1969, S. 231-248
- Hubert, C. A. Die Wartung, Zucht und Pflege des Schafes, Berlin 1814
- Körte, A. Das Wollschaf, Breslau 1880
- Pflugfelder, O. Stellung und Probleme der Zoologie in Hohenheim in Vergangenheit und Gegenwart, aus: Geschichte und Naturwissenschaft in Hohenheim Sigmaringen 1982
- Schmidt, G. F. Die Schafzucht und Wollkunde für Schafzüchter und Landwirthe, Stuttgart 1857
- Zeitschriften: Jahres-Bericht über die Erfahrungen und Fortschritte auf dem Gesamtgebiete der Landwirtschaft: Nr. 5/1890, S. 398-399, Nr. 8/1893, S. 339, Nr. 18/1902, S. 369-370, Zeitschrift für Schafzucht: Heft 11/1919, S. 390-391, Nr. 22/1930, S. 293-295, und S. 392-394
- Südd. Schäferzeitung: Nr. 47/1954, S. 390
- Mitteilungen der DLG: Stück 18/1922, S. 279-280